

Diamanten auf Parsenn [Fortsetzung]

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 22

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehren-Verlag Zürich

11. Fortsetzung

Ferribert, den Hörer in der Hand, sagte flüsternd zu ihr: „Ich verspreche Ihnen, liebe Kollegin, Sie von jetzt an immer an den Apparat zu bitten, wenn ich mit dem Yard telephoniere.“

Und ins Mikrophon sagte er:

„Hallo, Ferribert! Du! Rico? — Ja? — Fein! Wir treffen uns um einundzwanzig Uhr. — Wo? — Gut. Abgemacht. — Auf bald.“

Er hängte ab und sah das enttäuschte Gesicht Ellen Howards, die meinte:

„Da sieht man's wieder! Immer die Männer! Sogar im Beruf. Wie die Kletten halten sie zusammen! — Mit diesem „Rico“, fuhr sie spöttisch fort, „treffen Sie sich. Den nehmen Sie mit. Unsereins aber muss als armes Aschenbrödel zu Hause sitzen!“

Kid Windows Keller

Ferribert und Rico Treadwell hatten sich um neun Uhr abends in einem intimen Weinrestaurant getroffen, ein appetitliches kleines Abendessen zu sich genommen und dann, gesättigt und in guter Stimmung, jenes düstere Gewirr von Gassen aufgesucht, in dem Kid Window seinen berüchtigten Keller betrieb.

Es war gegen elf Uhr, als sie eintraten. Der Besuch war noch sehr flau. An dreien von den zwei Dutzend Tischchen, die mit den davorstehenden Stühlen fast das ganze Mobiliar des Lokals ausmachten, sass je ein nicht sehr vertrauenerweckender männlicher Gast, den man ebensogut zur Unterwelt wie zur untersten Schicht der Arbeiterschaft zählen konnte. Am Schanktisch, der in phantasievoller Ueberschwinglichkeit „Bar“ genannt wurde, sass auf hohem Hocker eine langbeinige, dunkelhaarige Frau in billiger, aber aufreizender Aufmachung, die unentwegt Zigarette um Zigarette rauchte und den beiden neuen Gästen ein paar blitzende Blicke zuwarf, die viel zu verheissen schienen.

Da die beiden Eindringlinge, wie es ihnen schien, vorerst kaum etwas zu versäumen hatten, setzten sie sich zu dieser mit Hochspannung geladenen Frau an die Bar. Dies gab ihrem Auftreten an diesem Ort eine gewisse Erklärung; denn man konnte daraus ersehen, dass sie für Abenteuer allgemeinverständlicher Art nicht unzugänglich waren. Wenn Bret Ferol kam und sie im flirtenden Geplänkel mit dieser Frau antraf, würden sie ihm, wie sie glaubten, von vorneherein nicht so verdächtig sein, wie sie es gewesen wären, wenn sie sich an einem der leeren Tische niedergelassen und der allgemeinen Beobachtung ausgesetzt hätten.

„Wenn Sie, wie wir, ein bisschen Zerstreung suchen, meine Dame, dann möchte ich vorschlagen, uns gemeinsam zu unterhalten, anstatt einzeln zu langweilen“, suchte Rico anzubündeln.

„Wer sagt Ihnen, dass ich mich langweile?“, kam es ziemlich ablehnend und aggressiv zurück.

„Trinken Sie mit uns einen Whisky, Verehrte?“ schaltete Ferribert sich ein.

Sie sagte weder ja noch nein, trank aber das Glas zur Hälfte leer, kaum dass es vor ihr stand.

Ferribert und Rico Treadwell warfen sich einen Blick zu, der, in Worte übersetzt, ungefähr gesagt hätte:

„Die ist richtig, Kollege!“

Wenn die beiden aber geglaubt hatten, die schlanke Schwarze, die sich Mary nannte, hätte diesen Blick nicht gesehen, so war das eine gründliche Täuschung. Trotzdem liess sich die Angelegenheit gut an. Mary erwies sich als äusserst schlagfertig und hatte eben dazu angesetzt, den beiden Männern in ihrer originellen Art einige Grundregeln des Nachtlebens auseinanderzusetzen, von dem sie, nebenbei festgestellt, fand, dass es eigentlich immer ein grosser Bluff sei und nie das halte, was es verspreche — als plötzlich die Türe rasch und weit aufgerissen wurde und einem verwegenen ausschauenden Burschen Einlass gewährte, der mit raschen, entschlossenen Schritten der „Bar“ zusteuerte und schon von weitem die Hand nach einem Glase puren Whiskis ausstreckte, das der Mixer rasch eingefüllt hatte und ihm entgegenhielt. „Abend, Bret!“ sagte der Mixer in vertraulichem Ton.



Ein bernischer Speicher (Phot. W. Schweizer, Bern)

Bret Ferol gönnte den beiden Männern an der „Bar“ nur einen einzigen flüchtigen Blick; dann wandte er sich mit mehr oder weniger deutlich erkennbarer Verachtung ab und der schlanken Schwarzen zu, die ihm verheissungsvoll entgegenblinzelte.

„Kleine?“ sprach er sie in salopper Art an. „Verlaufen? Verirrt? Wie kommst du hierher?“

Sie blitzte ihn kampfbereit an:

„Weil ich dich suche, Bret.“

„Mich? Du kennst mich ja nicht.“

„Ich will dich kennenlernen. Man sagt mir, dass du ein Mann bist.“

Für **MASSHEDEN** zum Spezialisten **WILLY MÜLLER**
Bern, Waisenhausplatz 21, II. Stock

Der jüngste Pflegling der Rückwandererhilfe

Es ist ein jähriges Kindlein, dessen Eltern in Nordafrika leben. Seine Mutter kam von der entlegenen nordafrikanischen Farm in die Schweiz gereist, um das Kleine in der Heimat auf die Welt zu bringen. Das Kind war ausserordentlich zart und musste in den ersten Monaten seines jungen Lebens mehrmals operiert werden. Es war gar nicht daran zu denken, das kleine Wesen auf die weite vom Krieg erschwerte Reise nach Nordafrika mitzunehmen, in eine Gegend, die jetzt auch vom Krieg bedroht ist. Aber die übrige Familie in Nordafrika verlangte dringend nach der Frau und Mutter. Sie musste schweren Herzens ihrer Pflicht gehorchen und ins Ausland zurückfahren. Die Rückwandererhilfe nahm sich des Kleinen an. Sie suchte einen Freiplatz und übernahm die Beistandschaft für das Kindchen, so lange es durch die Macht der Verhältnisse von der Familie getrennt bleiben muss.

Allem Anschein nach ist die Farm des Schweizers nun in das Kriegsgebiet einbezogen worden, denn die Rückwandererhilfe hat schon lange nicht mehr mit der Familie verkehren können. Vielleicht ist es den Eltern, die nun so schwere Zeiten durchleben, ein Trost, zu wissen, dass ihr Kleinstes in guten Händen ist. Wie schön wäre es für die Rückwandererhilfe, wenn sie nach Kriegsende Zeuge der glücklichen Vereinigung von Eltern und Kind sein dürfte!

Schweizer, helft euren heimgekehrten Brüdern!

Postcheckkonto VIII 4146

„Ein Mann! Haha! Nicht schlecht! Ich glaube, du irrst dich nicht!“

Auf e'nen Wink Bret Ferols hatte der Mixer zwei neue Gläser für Bret und Mary gefüllt und vor sie hingestellt.

„Trink!“ befahl Bret Ferol.

Sie trank — und er schaute sie wohlgefällig an.

„Entschuldige einen Augenblick“, sagte er zu ihr. Dabei drehte er sich zu den beiden Kriminalisten hinüber und redete sie an:

„Nun! Warum bleibt ihr? Seht ihr nicht, dass ihr überflüssig seid? Wir möchten hier nämlich gern unter uns sein...“

„Sie erlauben sich einen Ton, Herr...“ setzte sich Ferribert zur Wehr.

„Bret Ferol ist mein Name — Herr Ferribert. Und jetzt mache ich Ihnen den gutgemeinten Vorschlag, zu verschwinden. Bei mir ist nichts zu machen — verstehen Sie?“

Er hatte laut und drohend gesprochen — und die dunkeln Gestalten von den andern Tischen, die sich inzwischen um ein halbes Dutzend vermehrt hatten, waren neugierig und unheilverheissend näher gekommen.

Rico Treadwell warf ein Geldstück auf den Tisch und sagte zum Mixer:

„Zahlen, bitte!“

Bret Ferol schob das Geld mit einer königlichen Geste zurück und rief:

„Nichts da! An diesem Tisch zahl' ich! Dafür aber will ich mir diejenigen aussuchen, die daran sitzen.“

Ferribert und Treadwell erhoben sich und wandten sich der Türe zu.

Als auch Mary aufstehen wollte, packte Bret Ferol sie am Handgelenk, zog sie auf den Stuhl zurück und kommandierte:

„Du — bleib! — Noch zwei Whisky!“

Mary trank dem „starken Mann“ zu und rutschte näher zu ihm heran. Bret Ferol knurrte glücklich und zufrieden. Er legte seinen Arm um ihre Schultern und ging zu den ersten, ein bisschen plumpen Zärtlichkeiten über.

„Scht!“ drohte sie, als seine Finger ein bisschen zu intim zu werden begannen. Sie hob drohend ihr zartes Händchen und liess es sanft auf seinen Handrücken niederfallen.

Aus dem kleinen Scherz wurde ein pikantes Spiel, eine Art primitiven Flirts, wobei der mit allen Wassern ge-

waschene Bret Ferol gelegentlich wie ein schüchterner Knabe zu lachen verstand.

Dabei vergass er das Trinken nicht und zwang seine neue Freundin immer wieder, ihm Bescheid zu tun.

Nach und nach begann Mary die Wirkung des Alkohols zu spüren. Der Lärm rings um sie herum, der dem inzwischen voll gewordenen Lokal entbrodelte, drang unwirklich an ihr Ohr. Das flirtende Spiel mit Bret Ferol flammte immer wieder auf. Wie durch einen unsichtbaren Schleier sah sie das nicht unsympathische, irgendwie knabenhaft gebliebene Gesicht Brets. Und sie sah, wie er immer wieder trank und trank, wie er das leere Glas dem Mixer zuschob und dafür ein gefülltes an sich heranzog.

„Warum trinkst du so viel, Bret Ferol?“ hörte sie sich, zu ihrer eigenen Verwunderung, fragen.

Bret schaute sie einen Augenblick böse an.

„Was geht das dich...“

Er stockte. Es schien ihm leid zu tun, dass er sie so grob angefahren hatte.

„Ja“, fuhr er dann fort. „Du hast recht. Man sollte nicht so viel saufen.“

Ganz in Gedanken griff er zum Glas und leerte es in einem Zuge.

Doch plötzlich schien er sich der Inkonsequenz zwischen Wort und Tat bewusst zu werden. Seine Blicke trafen diejenigen Marys — und beide brachen jäh in Lachen aus.

Geheimnisvolle Worte

Bret und Mary hatten sich in ein Hinterzimmer in Kid Windows Keller zurückgezogen. Hier waren sie fast allein, wenn auch an drei oder vier andern Tischen, die alle durch spanische Wände vor zudringlichen Blicken gesichert waren, ebenfalls Menschen, meist in Paaren, sassen. Alle diese Paare aber waren mit sich so sehr beschäftigt, dass sie einander nicht störten.

Mary spürte bereits ganz leichte, durchaus noch nicht unangenehme Kreisbewegungen, in denen Bret, die spanischen Wände, der Tisch und der ab und zu diskret vorüberhuschende Kellner zu schweben schienen.

„Warum hab ich bloss so viel getrunken?“ sagte sie missbilligend zu sich selber.

Bret Ferol war still und nachdenklich geworden.

„Du hast ganz recht gehabt, vorhin, Mary. Man sollte nicht so viel saufen... Aber was will man machen... Die vielen Sorgen...“

Mary strich ihm liebevoll übers Haar.

„Sorgen, Bret? Ein Mann wie du? Sorgen?!“

„Nicht so, wie du denkst.“

Er schaute sie an und fügte hinzu:

„Du! Ja, du! Um ein Weib, wie du, lohnte es, sich Sorgen zu machen...“

Sie fasste ihn um den Hals und küsste ihn.

Dann entschuldigte sie sich für einen Augenblick. Sie musste sich zusammenehmen, als sie hinausging, um sich nicht anmerken zu lassen, wie betrunken sie war.

Als sie wiederkam, fand sie Bret Ferol tief in Gedanken versunken. Er murmelte ein paar Worte vor sich hin. Es klang, als wären es Reime.

Nachdem Mary eine Weile zugehört hatte, stiess sie ihn an.

„Bret! Machst du Gedichte?“

Bret Ferol schüttelte den Kopf.

„Nein. — Aber wenn das ein Vers ist und nicht etwas Gescheites, dann soll mich der Teufel holen!“

„Zeig!“

Er brummte ein paar Worte vor sich hin, von denen Mary nur Bruchstücke verstand.

Sie zuckte die Achseln.

Pelze

W. TANNER, Kürschner, Spitalgasse 30, I. Stock
BERN, Telefon 2 24 73

H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann

Bern, Theaterplatz 1, Telefon 3 44 49

Mit raschem Entschluss zog Bret ein Papier aus der Tasche, glättete es vor sich und Mary auf dem Tisch und sagte, während er es, ohne es loszulassen, zu ihr hinüberschob:

„Wenn du mir das enträtseln könntest! Du bist ein gescheiter Kerl! Versuch's! Millionen liegen darin verborgen ...“

Mary las — das heisst, sie versuchte zu lesen, die Buchstaben aber tanzten vor ihren Augen. Auch war ihr mit einem Male alles ganz egal. Eine Müdigkeit war über sie gekommen, eine Erschöpfung. Nein, jetzt konnte sie nicht mehr lesen! Jetzt mochte sie nicht mehr ...

Trotzdem schaute sie immer wieder auf das Blatt. Sie strengte sich an, aber sie kam zu keinem Ziel.

Nach einer Weile blickte sie lächelnd zu Bret hinüber und wollte ihm gestehen, dass sie leider nicht in der Lage sei, die Millionen an den Tag zu fördern.

Da sah sie, dass auch er, der Starke, der Unverwüsthche, mit dem Schlaf kämpfte und sie nicht beachtete.

Nun sagte sie sich, dass jetzt der Augenblick gekommen sei, auf den sie mit so grossen Wünschen gewartet hatte.

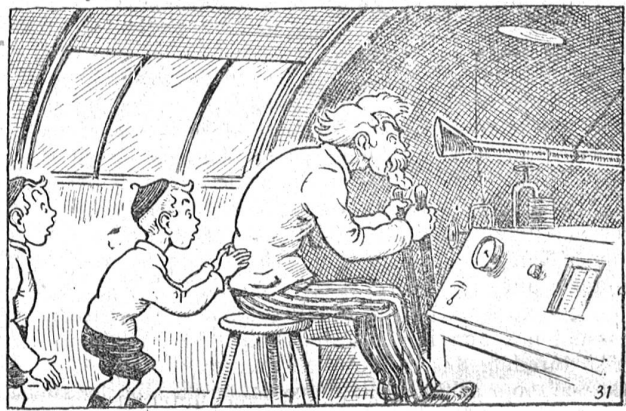
„Wenn ich nur nicht so viel getrunken hätte“, murmelte sie wieder tonlos vor sich hin. (Fortsetzung folgt)

Wie Professor Spitz eine Weltreise machte

von G. Th. Rotman

6. Fortsetzung
(Nachdruck verboten)

Diese Kindergeschichte mit Bildern ist für unsere kleinen Leser bestimmt, und wir hoffen, ihnen damit eine Freude zu bereiten. Die Redaktion.



(30—31) Er entdeckte aber etwas anderes: nämlich, dass der Sprengstoffvorrat nahezu erschöpft war! Das einzige, was da zu tun übrig blieb, war: schnellmöglichst in einer grossen Stadt zu landen zu versuchen. Dort war die einzige Gelegenheit, neuen Vorrat einzunehmen. Gottlob! Es glückte noch gerade, Benares, die alte, berühmte Stadt am Ganges, zu erreichen.

In dem Augenblick, wo der Pulex herannahte, badete sich eine grosse Menge Hindus in den Wellen des heiligen Flusses, wohl der Hitze wegen. Es war ein hochinteressanter Anblick, all diese schwarzen Köpfe mit Turbanen und derartigen Kopfbedeckungen im Wasser kribbeln zu sehen. Herr Professor aber sah es nicht. Er blickte nur nervös durchs Periskop und zog ver-

zweifelt an den Stangen. Es erfolgte aber kein Knall mehr ... «Ich kriege ihn nicht weiter!» keuchte der Professor, «wenn wir kein Glück haben, landen wir mitten im Fluss!»

Das war ja eine schöne Bescherung! Schnell vergewisserte sich der Professor darüber, dass alle Lukenklappen gut geschlossen waren.



(32—34) Es stellte sich bald heraus, welch einen prophetischen Blick der Professor hatte: der Pulex landete nämlich mitten zwischen den badenden Hindus. Eine schreckliche Panik erfolgte; Todesangst strahlte den armen Indiern aus den Augen. Professor Spitz, der es durchs Fenster sah, hielt es für Aberglauben und sagte stolz: «Seht mal, welche Angst sie vor uns haben! Der brave Mann wusste ja auch noch gar nichts von dem Löwen!»

Letzterer hatte aber mittlerweile einen Laufsteg entdeckt, der aus dem Flussbette hervorragte. Er sprang hinauf und verschwand in den Strassen der Stadt. Kurz darauf watete auch der Professor mit Flippers und Flopps nach dem Ufer. Von dem Löwen wussten sie immer noch nichts. Sie liessen den Pulex ruhig liegen, wo er lag; alle Luken waren ja gut geschlossen, und sinken würde er also nicht. Sie spazierten am Fluss entlang, bis sie einen

Barbier entdeckten, der, wie es in diesen Gegenden üblich ist, sein Handwerk nur so im Freien betrieb. Sofort entschloss sich der Professor, der schon ziemlich verwahrlost aussah, sich die Haare schneiden zu lassen. Zu seinem Schrecken stellte der arme Mann aber fest, dass von «Schneiden» gar nicht die Rede war: nach der Sitte des Landes wurde ihm der Schädel glattweg rasiert!